von ihr schied, auffallen; er aber wurde sich dessen nur halb bewußt; er erklärte sich das Benehmen Loris aus dem Unmuthe, daß sie nicht mitfahren durfte. . . . es that ihm zwar auch sehr leid, von den Eltern und den Schwestern sich trennen zu müssen, aber der Löwenantheil des Abschiedswehs fiel Lori zu. Er schloß seinen Handkoffer auf und nahm das Medaillon heraus, das er, seit er bei Meistieri gewesen, noch nicht gesehen hatte. Mit Entzücken betrachtete er das Bild, das — wie es ihm schien — der Bildhauer noch nachgebessert und übermalt hatte. Nach Guntrams Dafürhalten konnte es nichts Reizenderes geben, es sei denn das Original des Bildes selbst. Sorgfältig packte er das Medaillon wieder in den Koffer und vergegenwärtigte sich nun, in eine Ecke des Coupes gelehnt, alle Ereignisse der letzten Zeit. Er meinte, seit Jahren nicht so Bedeutsames und Lehrreiches erlebt zu haben. Es befriedigte ihn, daß er in jene Verhältnisse, welche mit der großen, sozialen Frage zusammenhängen, besseren Einblick gewonnen und wenn er auch noch zu keinem selbständigen Urtheil gelangt war, so befand er sich doch schon auf dem Wege dazu. Er fand, daß Lori leidenschaftlich ihre Sache vertrat, daß aber auch der Fabrikdirektor, obwohl er eine ganz andere Ansicht hatte und obwohl er anfänglich mit nüchtern erwägendem Verstande seine Anschauungen darlegte, ebenfalls leidenschaftlich wurde; dies schien ihm ein Beweis, daß diese große Frage als Parteifrage aufgefaßt werde, wodurch Kampf und Streit von selbst sich einstellt.

So jung und unerfahren er auch war, so viel verstand er doch, daß diese ganze Sache noch nicht spruchreif sei, daß sich aus dem Widerstreit der Meinungen die Wahrheit und mit der Wahrheit die richtige Behandlung der Frage erst ergeben müsse. „Da ist ein großes, ein weites Feld ersprießlicher Thätigkeit," dachte er, „und hab' ich nur erst mein Doktordiplom in der Tasche und kann ich hinaustreten auf den offenen Markt, dann werde ich auch für diese Sache wirken. Ich werde nicht Rücksicht auf meine Stellung als Sohn eines reichen Fabrikanten nehmen, die Angelegenheit nicht kurzsichtig, nicht eigennützig, nicht kleinlich, um mich der Worte Morgenbessers zu bedienen, anpacken, sondern in großem Stile, als Volks- und Menschenfreund. O, ich werde Lori zeigen, daß ich ihren Schmerzensschrei verstanden, ich werde für ihre Schützlinge eintreten und ihnen ein besseres Los erkämpfen. Wenn ich dann des Ruhmes theilhaftig werde, ein wirklicher Freund der arbeitenden Klassen zu sein, wenn die Armen, die Zurückgesetzten, die „Enterbten" ein Plätzchen an dem großen Tische, der dann auch für sie gedeckt sein wird, finden und man anerkennen muß, daß ich redlich dazu mitgeholfen, die besseren Zustände herbeizuführen, werden sich dann, Lori! unsere Wege auch noch nicht treffen! Dann, o, dann wirst du mit mir zufrieden sein, und dann — ja, dann wirst du mich nicht mehr zurückweisen!"

Schon war es dunkel geworden. In der Ferne glänzten Reihen von Lichtern auf, die Straßenzüge der Hauptstadt andeutend. Elektrische Lampen warfen ihre weißen Strahlen auf den Zug, der polternd und schnaubend über Brücken hinweg, an Fabriken, Miethhäusern vorbei, mannal knapp an den beleuchteten Fenstern vorüber, der großen Bahnhofhalle zueilte und endlich in dieselbe hineinfuhr.

Guntram rief einen Träger herbei und übergab ihm sein Handgepäck. Dann eilte er durch die Menge der Reisenden und der Wartenden hinaus, um sich eines Wagens zu versichern, falls er nicht abgeholt würde. Aber kaum hatte er seinen Fahrschein abgegeben, so fühlte er auch schon eine Hand auf seiner Schulter. Cousine Johanna stand da und hinter ihr Florian.

„Das ist aber schön von dir, Hanna," rief ihr Guntram entgegen, sie herzlich umarmend, „daß du mich noch in der Nacht erwartet hast."

„Das versteht sich ja doch von selbst, Guntram. Auch der Vater wäre mitgekommen, wenn er nicht durch eine Klubsitzung abgehalten wäre. Er wird aber jedenfalls schon zu Hause sein, wenn wir kommen." Dann sich umwendend, warf sie dem alten Diener einen vorwurfsvollen Blick zu: „Sie stehen da, Florian? Warum sind Sie denn nicht beim Wagen geblieben?"

„Ich wollte doch auch den jungen, gnädigen Herrn begrüßen!"

„Natürlich, er muß den jungen Herrn begrüßen! Vielleicht gar eine Ansprache halten? Und inzwischen stiehlt ein Gauner meine Tasche und meinen Plaid aus dem Wagen!"

„Aber bitt' schön, gnädiges Fräulein! Das ist ja gar nicht möglich."

„Nicht möglich? Wozu ist denn an allen Ecken angeschlagen: „Man hüte sich vor Taschendieben?"

„Aber, gnädiges Fräulein, ich hab' ja alles bei mir." Und der arme Florian hob Tasche und Plaid in die Höhe.

„Na, dann ist's gut! Jetzt aber vorwärts! Komm', Guntram... du wirst müde und hungrig sein."

„Jawohl, Cousinchen! Wo ist aber mein Träger? Aha — der steht noch immer am Zollschranken und wartet auf mich."

Bald war alles besorgt. Johanna und Guntram saßen im Wagen, Florian am Kutschbock und fort ging's durch die hell erleuchteten Straßen der inneren Stadt zu, wo Onkel Kasimir wohnte.

Peter Musil, der Portier, hatte schon das Thor geöffnet, durch welches der Wagen in den geräumigen, aber etwas düsteren Hof rollte.

„Ist der Vater schon zu Hause?" fragte Johanna noch aus dem Wagen heraus.

„Zu dienen, gnädiges Fräulein! Er erwartet die Herrschaften im Speisesalon."

„Na, seid ihr endlich da?" rief der alte Herr, der in seinen Schlafrock eingehüllt beim Tische saß, den Eintretenden entgegen — und: „Grüß dich Gott, Guntram! Du verzeihst schon, daß ich sitzen bleibe. Komm' her und lasse dich umarmen. So! Es geht dir gut, wie ich sehe. Noch nicht ganz „verbüselt". Wird aber geschehen! Die Prüfungen! Ja, die machen einem zu schaffen! Also setzt euch, Kinder! Florian eile und sorge, daß wir einen Imbiß erhalten".

Florian, der die Bestecke richtete und Trinkgläser von dem Kredenztische nahm, um sie auf die Tafel zu stellen, erwiderte nur: „Sogleich, Ew. Gnaden" Da aber ließ sich schon Johannas Stimme vernehmen: „Sogleich! Das heißt, wenn es ihm gefällig ist, in einer halben Stunde vielleicht."

„Nein, nein, sofort, gnädiges Fräulein!"

„Wahrhaftig," spottete sie, „er eilt gleich dem Merkur, als hätt' er Flügel an den Füßen."

„Immer Krieg zwischen Hanna und Florian!" sagte Guntram.

„Immer!" erwiederte Herr v. Hochhausen. „Aber nur ein Kartoffelkrieg."

Inzwischen war Florian abgegangen und schon wieder mit dem Suppentopf erschienen und das Abendessen begann. Die Eisenbahnfahrt hatte Guntram hungrig gemacht und er ließ sich das vortrefflich zubereitete Mahl in dem behaglichen Raum wohl schmecken.

Auch Bier — und zwar Spatenbräu — wurde getrunken und sodann grüne Römer aufgestellt. Der Onkel schenkte selbst die edle „Donauperle" ein: „Also, mein lieber Neffe, auf dein Wohl!" Guntram stieß an und erwiderte den Trinkspruch des Onkels mit einigen Worten des Dankes und der Bitte, man möge ihn nicht als unliebsamen Gast, sondern als Kind des Hauses betrachten. „Gewiß, Guntram" rief Johanna, indem sie an ihrem Glase ein wenig nippte. „Ich will die Stelle deiner lieben Mama vertreten!" „O, nicht doch!" sagte Guntram artig, „du sollst nur Schwester sein! Meine dritte Schwester!"

Gerührt reichte ihm Johanna die Hand und brachte sodann ihrem Vater die geliebte, lange Pfeife, die sie selbst stopfte und anzündete, während sie vor ihren Cousin ein Kistchen seiner Cigarren hinstellte, ihn einladend, sich zu bedienen. Nun ging Johanna mit Florian weg, da sie mancherlei zu besorgen hatte. Onkel und Neffe aber plauderten noch ein Stündchen mitsammen. Ersterer erkundigte sich natürlich zunächst um das Befinden seiner Anverwandten in Weinheim, dann fragte er auch nach Lori, indem er Guntram mit halbgeschlossenen Augen schelmisch anblickte. Der junge Mann — etwas verlegen — sagte, daß sie gesund sei.

„Das glaub' ich!" erwiderte der Onkel. „Es geht ihr doch sehr gut bei euch; wie ich aber höre, ist sie nicht sehr dankbar für die großen Wohlthaten, die sie genießt."

„Sie fühlt sich nicht glücklich! Doch — lieber Onkel — lassen wir das. Es ist dies ein trauriges Kapitel, das mit der großen, sozialen Frage zusammenhängt."

„Mit der sozialen Frage? Ei, hat sie dir vielleicht das Geständniß gemacht, daß sie eine Anarchistin ist?"

„Nein — aber allerdings sprach sie mit mir über das ungerechte Verhältniß zwischen den Besitzenden und den Enterbten, den sogenaannten Enterbten."

„Na ja, da haben wir's! Die Enterbten! Sie hat dir also einen Vortrag über die nichtswürdigen Reichen und die Arbeiter gehalten, zu deren Anwalt sie sich aufwarf, obwohl sie in einem reichen Hause angenehm und bequem lebt. Und du? Anstatt ihr tüchtig den Text zu lesen, horchst zu und bis am Ende gar von ihrer Frechheit entzückt...."

„Onkel!"

„Lasse mich reden, mein Junge; Ich muß dir deinen etwas verdrehten Kopf ein wenig zurechtrücken. Weißt du denn auch — Pardon! Herr Jesus! — was das eigentlich ist, die soziale Frage?"

„Sie ist...."

„Nicht das, was du sagen willst! Es ist einfach die Frage des — Besitzes, mein lieber Guntram. Ja — ganz und gar nichts anderes. Und zwar ist es eine Angelegenheit, die auf der einen Seite mit dem Spruche: „Heilig ist das Eigenthum!" auf der anderen mit dem Schlagworte: „Das Eigenthum ist Diebstahl," gekennzeichnet wird. Ist es nicht so?"

„In gewissem Sinne, allerdings."

„Nicht in gewissem, sondern im eigentlichen Sinne. Durch Verletzung des Besitzrechtes läßt sich in deinem gewissen Sinne nichts thun. Bleibt aber das Eigenthum unangetastet, so bleibt auch die Ungleichheit des Besitzes und muß bleiben. Ja, wenn das Eigenthum nicht wäre, so müßte man es schaffen, denn es ist die Grundlage unser ganzen Civilisation. Ohne Eigenthum kein Streben nach Verbesserung, ohne Eigenthum kein Fortschritt, ohne Eigenthum keine Möglichkeit, als Mensch mit Menschen zu leben."

„Abschaffung des Eigenthums und billige Ausgleichung des Besitzstandes ist aber zweierlei, lieber Onkel."

„Na, es ist einerlei, sag' ich dir. Denn wo ist die Grenze der Ausgleichung? Wo hört ein billiger Ausgleich auf und fängt der ungerechte an? Freiwillig wird niemand sein Eigenthum hergeben, es muß ihm also mit Gewalt genommen, geraubt werden. Das ist der Umsturz. Die Besitzenden werden aber, wenn es ihnen an den Kragen geht, sich wehren, man wird kämpfen, es werden Ströme von Blut fließen. Und wenn sie überwältigt werden, so werden die Sieger ihre Stelle einnehmen, die Beute theilen, dann aber wieder Besitzende sein, denen bald abermals die Masse der Besitzlosen entgegentreten würde. Eine gleichmäßige, dauernde Theilung ist eben ein Unsinn, ist etwas, das stets an dem Eigennutze, der Habsucht, der Ungleichheit der Menschen selbst aber auch aus Gründen edlerer Art scheitern muß. Und so finge die alte Geschichte von neuem an."

„Wenn dem wirklich so wäre, so müßte man ja an der Möglichkeit, das Los der Armen zu verbessern, geradezu verzweifeln!"

„Nicht doch! Verbesserung des Loses der Armen ist etwas anderes als das du die soziale Frage nennst. Diese ist ein politisches Schlagwort, ein Kampfruf, um mit Hilfe der durch falsche Hoffnungen aufgehetzten, besitzlosen Massen zur Macht zu gelangen. Die bedeutendsten Führer der bethörten Arbeiter haben es selbst eingestanden, um was es ihnen zu thun ist. Wir wollen zunächst den Umsturz, sagten sie, das übrige wird sich finden."

„Das wird wohl nur so viel heißen, als: „Kampf ist nöthig, wenn wir etwas erreichen wollen!"

„Nein, das heißt es nicht. Oder vielmehr: „Kampf ist nöthig, damit wir erreichen, was wir wollen." Und das ist etwas ganz anderes, als das, was die Armen wollen. Doch genug für heute, Guntram. Nur Eines will ich dir noch sagen: Wenn man schon von einer Lösung der sozialen Frage reden will, so halte ich dafür, daß sie darin besteht: Es möge jeder in seinem Wirkungskreise nach dem Maße seiner Kraft sich entwickeln, sich körperlich und geistig bilden, ehrlich und ohne Beeinträchtigung seines Nächsten seine Lage zu verbessern suchen, in ernster Arbeit, in rastlosem Schaffen. Was er sich so erwirbt, ist sein rechtmäßiges Eigenthum und sein verdientes Eigenthum — ob viel, ob wenig, es ist der Lohn seiner Arbeit. Darüber darf er nach bestem Ermessen verfügen, denn das ist es, was ihm das Eigenthum lieb und werth macht. Und das ist es, was eben auch andere wieder zur Arbeit anspornt. Und in dieser Wechselwirkung zwischen Besitzenden und nach Besitz Strebenden entfaltet sich ein gesundes, wirthschaftliches Leben. Selbstverständlich muß auch die unverschuldete Armuth ihre Liebesgabe erhalten, wenn sie nicht zur Mitarbeit mehr herangezogen werden kann. Alles andere ist Träumerei oder — Schwindel. Tiri."

Das war nun wieder ein anderer Standpunkt, von dem aus die große Frage beurtheilt wurde. Er negierte diese Frage zwar theoretisch, aber in der Praxis schien doch auch Onkel Kasimir dieselbe insofern anzuerkennen, als er die Gesellschaft für reformbedürftig hielt. Es interessierte Guntram, die drei verschiedenen Ansichten, die durch Lori, Morgenbesser und seinen Onkel vertreten waren, zu vergleichen und in seiner Art herauszufinden, was ihm als richtig und bedeutend für die Zukunft erschien. Da er noch manches, auf diese Sache Bezüglichmeidendes, zu erfahren hoffte, auch besonders Bemerkenswerthes, was er in Zeitschriften und Büchern darüber las, festzuhalten wünschte, so machte er sich ein Notizbuch, in welchem er das alles objektiv und gewissenhaft einzutragen gedachte. Aus dem Notizbuch wurde aber, wenn auch unbeabsichtigt, ein Tagebuch und das erste, was er in dasselbe eintrug, war die Begegnung mit Lori im Parke zu Weinheim, sowie die möglichst genaue Aufzeichnung ihrer damals gesprochenen leidenschaftlichen Worte. Darunter schrieb er: „Unsere Wege, Lori werden sich doch noch einmal treffen!"

Trotz der Aufregungen der letzten Tage und der Gedankenstürme, die seine Seele durchbrausten, schlief Guntram, nachdem er dem Onkel gute Nacht gesagt und von Johanna und Florian bis an die Schwelle seines Zimmers begleitet worden war, sehr gut und ausnahmsweise bis tief in den Morgen hinein.

Eine Zankkisene vor seiner Thüre zwischen Johanna und dem alten Diener — welche dadurch beigelegt wurde, daß Johanna den wegen Herrn Florian den wegen Herrn Florian den wegen Herrn Florian es aber verhinderte, wollte wirklich auf und davon gehen, dazu war. Er wollte den Tag dazu benutzen, sein großes Gepäck, welches — wie Johanna ihm sagte — schon angelangt war, auf sein Zimmer schaffen zu lassen und dann wegen Aufstellung der Büste des Onkels das Nothwendige vorzukehren. Johanna rieth, die Büste in den Bibliothekaal bringen zu lassen, mit einem Tuche zu bedecken und am schon nahen Geburtstage ihres Vaters in dessen Gegenwart feierlich zu enthüllen; wobei Guntram eine kurze Ansprache halten sollte. Florian wagte schüchtern den Einwurf, daß der gnädige Herr der Ueberraschung zuvorkommen könnte, wenn er sich inzwischen einmal in die Bibliothek begäbe.

„Höre nur selbst, Guntram!" rief Johanna, „ob denn dieser unerträgliche Mensch nicht an allem etwas zu nörgeln weiß!"

„Ich nörgle ja nicht, gnädiges Fräulein!"

„Sie nörgeln. Und dazu mit einer ganz unglaublichen Keckheit."

„Das finde ich denn doch nicht, Hanna", sagte Guntram beguügend. „Er wollte dich nur aufmerksam machen, den Onkel zu verhindern, in die Bibliothek zu gehen. Wenn du das nicht imstande bist, so müssen wir die Büste anderswo unterbringen."

„Darf ich eine Meinung äußern?" fragte Florian. Aber Johanna schnitt ihm das Wort mit bitterem Lachen ab: „Er hat schon wieder eine Meinung zu äußern, bevor ihn auch nur eine Seele fragt. Was wollen Sie denn aber eigentlich sagen, Sie Ausbund von bedientenhafter Weisheit, Sie!"

„Ich wollte mir nur ganz unterthänigst zu rathen erlauben, gnädiges Fräulein möchten unter dem Vorwande, daß die Bibliothek gereinigt und ausgestaubt werde, dieselbe abschließen. Dann geht der gnädige Herr nicht eher hinein, als bis sie ihn dazu einladen."

„Das Ei des Columbus! Nur schade, Florian, daß ich dasselbe vorschlagen wollte, ganz dasselbe."

Guntram bemerkte, wie ein leichtes aber schelmisches Lächeln um die Mundwinkel Florians huschte und er selbst war versucht, zu lächeln, hielt sich jedoch zurück und sagte nur: „Um so besser! Wenn zwei denselben Gedanken haben, dann muß er gut sein!"

So wurde denn die Büste in die Bibliothek gebracht und zwischen zwei Fenstern auf ein Postament gestellt. Johanna schloß den Saal ab und nahm den Schlüssel zu sich. Herr von Hochhausen verlangte indes gar nicht, daß ihm die Bibliothek geöffnet werde; er hatte jetzt mehr in seinem Klub zu thun, als sich mit einer wissenschaftlichen Arbeit zu beschäftigen. Nur einmal fragte er, ob Guntram in der Bibliothek studiere, worauf ihm erwidert wurde, daß dies für den Augenblick nicht möglich sei, weil diese gereinigt werde.

Guntram hatte sich dem Dekan der juridischen Fakultät und den Professoren bereits vorgestellt; auch war der Prüfungstermin festgesetzt. Wenn er sein Examen mit Ehren bestehen wollte, so durfte er an nichts anderes denken; er sperrte Loris Medaillenbild in seinen Kasten ein und nahm sich vor, auch seine Zukunftspläne einstweilen ruhen zu lassen. Es hieß jetzt „büffeln" wie der Onkel gesagt hatte.

Die in seinem Wesen liegende, eigenthümliche Hartnäckigkeit in der Durchführung eines einmal gefaßten Entschlusses schützte ihn auch vor der Versuchung, sich zu zerstreuen und die Vergnügungen mitzumachen, welche eine Großstadt in so reichlicher Auswahl bietet. Nur selten besuchte er die Oper und dies immer in Gesellschaft Johannas; er unternahm nicht einmal einen täglichen Spaziergang, sondern blieb oft mehrere Tage hintereinander zu Hause und durchwanderte studierend die langen, einsamen Korridore des alten Gebäudes. So war die beste Aussicht vorhanden, daß er seine Rigorosen mit Glanz bestehen werde.

In diesem Einerlei, dieser gleichmäßigen strengen Beschäftigung mit den Geheimnissen der Rechtswissenschaft bildete der Geburtstag des Onkels eine angenehme und wohlthätige Abwechselung.

9. Kapitel.

Die gewöhnlich so stillen, fast verödeten Räume des Hochhausenschen Wohngebäudes belebten sich an gewissen Tagen des Jahres, besonders am Geburts- und Namenstag des Hausherrn und einmal in der Zeit des Karnevals. Da füllten sich die großen Säle mit Gästen, da widerhallten die Wände von lautem Gelächter und fröhlichem Geplauder, da erscholl Musik und flirrten die Champagnergläser, wenn die reichgedeckte Tafel die Geladenen zu gemeinsamer Mahlzeit vereinigte. Zum Geburts- und Namensfeste stellte Herr v. Hochhausen die Liste der Gäste zusammen; für die Fastnachtunterhaltung war es Johanna überlassen, die Einladungen zu machen, die meist an junge Damen und Herren ergingen, denn es wurde ein — wenn auch bescheidenes — Tanzchen bei dieser Gelegenheit gestattet. Zu diesem Feste erschien auch gewöhnlich Frau v. Reden mit ihren Töchtern, während zum Geburts- und Namenstage nur Briefe mit Glückwünschen und mitunter kleine Angebinde meistens Stickereiarbeiten der Nichten des Onkels Kasimir eintrafen. Diesmal hatte derselbe zu seiner stillen Verwunderung gar nur die gewöhnlichen Glückwunschschreiben erhalten. Wenn er auch nichts sagte, es fiel ihm doch auf. Es handelte sich selbstverständlich nicht um die Geschenke, wohl aber hätte ihm die Aufmerksamkeit seiner Verwandten Freude gemacht.

Sehr angenehm überrascht war er daher, als Johanna nach dem Frühstücke mit geheimnisvoller Miene den Papa einlud, ihr in den Bibliothekaal zu folgen und er selbst feierlich in einem Fauteuil Platz nehmen und eine schwungvolle Ansprache Guntrams, der des Onkels hohe Tugenden pries und ihm Methusalems Alter wünschte, über sich ergehen lassen mußte, worauf Johanna die Büste enthüllte. Diese fand denn auch die vollste Anerkennung seitens des Gefeierten, welcher seinen Neffen gerührt umarmte, nicht so sehr wegen der Rede als wegen des wirklich gelungenen Geburtstagsgeschenkes. Guntram wurde beauftragt, nach Weinheim zu telegraphieren und zu vorläufig den Dank des Onkels dahin zu übermitteln.

Mittags war Familientafel. Die geladenen Gäste erschienen erst zum Souper, zu welchem ein renommierter Hotelier der Hauptstadt Speisen und Getränke bestellte. Herr v. Hochhausen wußte eben sehr wohl, daß auch die beste Privatküche das nicht so gut leisten kann, daß sie nicht imstande ist, die oft sehr verwöhnten Gäste zu befriedigen, von denen meistens diejenigen die größten Ansprüche machen, die zu Hause sehr frugal leben müssen.

Unter den Gästen befanden sich zunächst einige ehemalige Amtskollegen des Festgebers, mehrere hohe Offiziere und Mitglieder des Clubs, dem Herr v. Hochhausen angehörte. Auch ein geistlicher Würdenträger, der Prälat Dr. Ambros Graf Pettendorf, ein Jugendfreund des Hausherrn, fand sich ein. Graf Pettendorf hatte Johanna getauft und der Mutter derselben das letzte Geleite gegeben, als sie vor einer Reihe von Jahren zum unaussprechlichen Leidwesen ihres Gatten einer tückischen Krankheit zum Opfer gefallen war. Der Prälat war ein gern gesehener Gast in der Familie Hochhausen und auch mit den Reden Weinheims war er befreundet. Für Guntram hatte er eine besondere Sympathie und unterhielt sich mit ihm in in der herzlichsten Weise. Da er früher Professor an der theologischen Fakultät gewesen war, so interessierte er sich lebhaft für Guntrams Studien und gab demselben manchen beherzigenswerthen Wink.

Als die Tafel aufgehoben war und die Gesellschaft sich in zwanglose Gruppen auflöste, trat der Prälat an Guntram heran, fragte ihn zuerst, wie es seinen Angehörigen gehe, und besprach sich dann mit ihm über die Arbeiterverhältnisse in der Weinheimer Fabrik. Seine Theilnahme erklärte sich unter anderem auch dadurch, daß er ein eifriger Forderer christlicher Arbeitervereine war. Es gefiel ihm nicht, daß in Weinheim noch kein solcher Verein bestand. Guntram entgegnete, daß dies in Weinheim darum weniger nothwendig sei, weil die Gefahr, der Religion entfremdet zu werden, dort nicht so groß sei als anderswo. Die volle Sonntagsruhe sei zwar wegen gewisser Arbeiten nicht möglich, doch sei vorgesorgt, daß jeder Arbeiter die Kirche besuchen könne. „Könne, könne!" wiederholte Prälat Pettendorf. „Ob er's aber auch thut?"

Herr v. Hochhausen kam eben herbei und seine Hand auf Guntrams Schulter legend, sagte er: „Teuten Sie, lieber Herr Prälat, mein hoffnungsvoller Neffe geht mit dem Plane um, die sogenannte soziale Frage zu lösen!"

Graf Pettendorf reagierte aber auf diesen Scherz seines Freundes nicht, sondern erwiderte ganz ernsthaft: „Das ist sehr lobenswerth. Jedermann sollte in dieser Hinsicht sich bemühen, mitzuhelfen, um eine Frage zur Lösung zu bringen, die unser gesellschaftliches Leben und die bestehende göttliche und menschliche Ordnung auf lange Zeit hinaus gefährden kann."

„Und wie denken Ew. Gnaden," fragte Guntram, angenehm berührt von den Worten des Prälaten, „sich die Lösung dieser Frage?"

„Ich könnte Ihnen, mein lieber junger Freund, von meinem Standpunkte aus mit wenigen Worten Ihre Frage beantworten. Früher aber will ich Sie aufmerksam machen, daß es nicht genügt, einen allgemeinen Grundsatz aufzustellen, man muß denselben auch praktisch durchzuführen suchen. Damit aber dies in rechter Weise geschehe, muß man alles, was sich auf dies soziale Problem bezieht, gründlich studieren. Haben Sie das gethan?"

Guntram, seiner unzulänglichen Kenntnisse sich bewußt, erwiderte: „Nein, nicht, dazu hatte ich keine Zeit — später aber werde ich es thun."

„Das erste finde ich begreiflich; das zweite empfehle ich Ihnen!"

„Nun aber darf ich doch noch einmal bitten, mir zu sagen, welche Meinung Sie, hochwürdigster Herr, von dieser Sache haben?"

„Ich will es Ihnen sagen, obwohl Sie es eigentlich errathen könnten. Sie sehen mich verwundert an? Und doch giebt es gar nichts zu verwundern. Das Prinzip, welches ich vertrete, ist einfach und gar nicht neu, nur die praktische Durchführung mit Rücksicht auf unsere heutigen Zustände sehr schwierig. Doch liegt es ja in meinem und meiner Amtsbrüder Wirkungskreise, für eine gedeihliche Lösung der sozialen Frage zu arbeiten. Ist uns Verkündigern des Evangeliums, der Botschaft der christlichen Liebe, der Hilfsbereitschaft für die Armen und Nothleidenden, diese Botschaft nicht an und für sich schon ein soziales Programm? Es handelt sich darum, diese Botschaft zur praktischen Wahrheit zu machen, und es bedarf keines weiteren Kampfes mehr. Die Vertreter des radikalen Sozialismus sind aber unsere heftigsten Gegner — weil es ihnen nicht um die Heilung der Wunden der menschlichen Gesellschaft, sondern um den Umsturz zu thun ist. Sie hassen uns, denn sie fürchten uns. Sie wissen nur zu gut, daß, wenn wir siegen, es mit ihrer Macht zu Ende ist. Und wir werden siegen, weil nur Erreichbares, weil wir die wahre Wohlfahrt der Menschen anstreben, sie aber Unerreichbares, Unmögliches der urtheilslosen Menge versprechen, was jeder Unbefangene, jeder, dem wir die Augen geöffnet, sofort als solches erkennen muß. Es würde mich zu weit führen, hier ins Einzelne einzugehen — wir werden uns ja wiedersehen, mein lieber junger Freund! dann wird sich Gelegenheit dazu bieten. Haben Sie nach Ihren schweren Prüfungen wieder etwas mehr freie Zeit, so will ich Ihnen gern Rede stehen, Sie mit unserem sozialen Wirken bekannt machen und Ihnen einschlägige Schriften zur Lektüre geben."

Der Prälat reichte dem jungen Manne freundlich die Hand und begab sich zu einer Gruppe von Gästen, die schon gewartet zu haben schienen, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen.

Für Guntram hatte diese Unterredung zunächst das Resultat, daß er nun wieder mit einer Anschauung hinsichtlich des seinen Geist beschäftigenden Gegenstandes bekannt wurde, welche sich wesentlich von den ihm bisher mitgetheilten Meinungsäußerungen unterschied.

In der Gruppe, der sich Graf Pettendorf zuwendete, befand sich ein bekannter Abgeordneter, Dr. Ladislaus Stüber, welcher durch seine volkswirthschaftliche Thätigkeit und seine Rednergabe sich hervorgethan hatte und eines nicht unbedeutenden Anhangs sich erfreute, obwohl es ihm auch an Gegnern nicht fehlte, denn er pflegte seine Ansichten mit scharfen Seitenhieben auf diejenigen zu verfechten, die nicht zu seiner Partei gehörten. Dr. Stüber war ein Nationalliberaler seiner politischen Färbung nach, während Herr v. Hochhausen den Konservativen zuneigte. Trotzdem waren die beiden gute Freunde, was allerdings dadurch sehr erleichtert war, daß Herr v. Hochhausen nicht im Parlamente saß, daher die Reibungsflächen nicht so nahe aneinander stießen. Im Privatverkehr gleichen sich politische Gegensätze leichter aus, als im Parlamente, obwohl es auch da manchmal vorkommt, daß politische Gegner persönlich sich sehr gut miteinander vertragen.

Für Guntram war Dr. Stüber eine interessante Erscheinung; er hatte sein Portrait in einer illustrierten Zeitschrift gesehen und mehrere Reden von ihm gelesen. Daher drängte er sich möglichst nahe an ihn heran, um ihn genau zu betrachten und ihn sprechen zu hören. Es war die Rede von der Landwirthschaft und den Klagen der Oekonomen über die schlechten Zeiten. Es sollte etwas für sie geschehen, meinte Graf Pettendorf, weil sie sonst der Sozialdemokratie in die Arme getrieben würden. Dr. Stüber hingegen vertrat die Ansicht, daß mit sogenannten Hilfsaktionen nichts erreicht werde. Wenn sich die Landwirthschaft nicht selbst helfen könne, so sei ihr nicht zu helfen. Vom Welthandel aus der internationalen Regelung der Fruchtpreise könne man nicht entgegentreten, weil man sonst den gesamten Export unterbinden müßte. Das, was heute der Landwirthschaft zum Schaden gereiche, könne ihm morgen eine genügende Entschädigung bringen, denn die Fruchtpreise fallen nicht immer, sie steigen auch und so gleiche sich die Sache aus. Die beliebten Schutzmaßregeln riefen immer Repressalien hervor und schließlich leide der gesamte Verkehr darunter.

(Fortsetzung folgt.)

*

Spaß oder Ernst.

Zwei Leute geriethen miteinander in Wortstreit. Der eine kam in Hitze und gab dem andern eine derbe Ohrfeige. — „Zum Henker!" rief dieser aus: „soll das Spaß oder Ernst sein?" — „Ernst!" antwortete der Erste ganz trotzig. — „Das ist Dein Glück", versetzte dieser, „denn dergleichen Spaß verstehe ich nicht."